

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wick in Breslau.

Nr. 11.

Sonntag, den 6. Februar 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonntag, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer Auflage von über 2700 Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Welthändel.] In Rom hat der große Papst Pius IX., als ihm in den ersten Tagen des Januar von zahlreichen Notabilitäten aus allen christlichen Völkern Glückwünsche dargebracht wurden, folgende Ansprache gehalten: „Ich weiß nicht, ob es im Plane Gottes lag, der Kirche diese Provinzen als ein Erbtheil zu geben, aber ich weiß, daß die Kirche sie jetzt besitzt, daß sie dem Papste nur anvertraut sind, und vor Allem weiß ich, daß ich nie in einen Verzicht oder in eine schmachliche Transaction willigen werde. Aber wenn ich wünsche, diese Provinzen zu behalten, so geschieht das nicht, weil ich König sein will. Es giebt Leute genug, welche sich stellen, als glaubten sie, der Papst wolle nur König sein. Nein, ich behalte sie, weil das meine Pflicht ist, weil es in der Ordnung der Kirche eine Nothwendigkeit ist, daß sie erhalte, was die Vorsehung ihr gegeben. Mein Ehrgeiz als Papst ist, der würdige Nachfolger der Apostel zu sein, in allen Ländern den Geist des Glaubens und der Liebe zu erhalten, den Völkern Gehorsam und den Fürsten Liebe und Achtung gegen das Recht und die Gerechtigkeit zu lehren, darum muß der Papst sein Königreich behalten. Und was sind die Königreiche dieser Erde? Ein glänzendes Glend! Ein glänzendes Glend! Aber was mir gehört, daran hat Niemand das Recht, zu rühren, Niemand! Und bis zum Ende werde ich diese Stimme der Wahrheit und der Gerechtigkeit erschallen lassen!“ Es kann nicht fehlen, daß die imponirende Gestalt des heiligen Vaters voll Festigkeit und Milde auf die gesammte auch nicht katholische Welt, welche noch christlichen Charakter beansprucht, den nachhaltigsten Eindruck mache und ihr die Ueberzeugung aufbringe, wie das unabhängige christliche Papstthum als das auf der ganzen Erde anerkannte und gehörte Organ der christlichen Wahrheits- und Rechtsgrundsätze so wesentlich mit der Erhaltung des Christenthums verbunden ist, daß, wenn dieses oberste Tribunal für Wahrheit und Recht vernichtet werden könnte, die Christenheit sich in Sektenatome auflösen und das Christenthum gar bald in allen Geistern sich verdunkeln und erlöschen würde. Die Erzfeinde des Christenthums haben diese Bedeutung des Papstthums für den Bestand und den Einfluß der heiligsten Religion Jesu Christi auch ganz wohl erkannt und wenn das Antichristenthum seine feindlichen Mittel der

Lüge, des Verrathes, der Gewalt vorzüglich gegen Rom in Bewegung setzt, so weiß es sehr wohl, was es thut. „Schlagt den Hirten und ihr zerstreut die Heerde,“ das ist der Hauptgedanke der Feinde des Christenthums, wie es von Anfang an Devise der Christenverfolger war, was man auch aus dem dießjährigen gehaltreichen Fasten-Hirtenbrief unsers Diözesan-Oberhirten herauslesen kann, der zugleich an der Hand der Geschichte den Ausgang dieser Kämpfe in den beständigen Triumph der Kirche über die Pforten der Hölle zeigt. Wir sind daher auch der Zuversicht, daß das jetzige giftige Schäumen der Gottlosigkeit gegen den Stuhl Petri schließlich nur dazu dienen wird, um die ganze Erbärmlichkeit des faulen Antichristenthums und zugleich die Unzerstörbarkeit der göttlichen Institution des katholischen Oberhirtenamtes und der höchsten Lehrkanzel des Glaubens zu bekunden und selbst die christlichen Elemente im Protestantismus dem Papstthum wohlwollender zu stimmen und anzunähern. Welche köstliche Frucht wäre das, wenn der Feind mitgewirkt hätte, daß des Gottes so hohes Weissagung von „einem Hirten und einer Heerde“ der Verwirklichung mehr und mehr entgegenginge! Wir haben eine starke Zuversicht zu diesem Resultat; denn die christlichen Elemente in der Zerstreung außer der „einen heiligen apostolisch-katholischen Kirche“ können sich die gräuliche Auflösung, welche sich rings um sie offenlegt, nicht mehr verhehlen und müssen inne werden, daß sie vereinzelt und von der großen Weltkirche des Herrn getrennt der Kraft und Einheit ermangeln, um gegen den vielföpfigen antichristlichen Drachen erfolgreichen Krieg zu führen. Es ist sonach nichts natürlicher, als daß der Drang nach christlicher Einigung sich ihnen mittheile und schon jetzt kann man sagen, daß die meisten von ihnen bezüglich des Papstthums nicht mehr auf dem Standpunkt Luther's, sondern mindestens auf dem Melancthon's stehen, der wenigstens die heilsame Bedeutung des Papstthums für die christliche Ordnung anzuerkennen sich willig erklärte. Die Entpuppung des Antichristenthums in neuester Zeit und die dem Christenthum überhaupt drohende Gefahr wird die weiteren Schritte zur Versöhnung mit der katholischen Kirche fördern.

Diese Entpuppung zeigt den tiefen Fall eines Theils der

modernen Gesellschaft, welcher die Nachtseite in dem geistigen Gesamtbilde Europas bildet und uns die Vereinigung der christfeindlichen Elemente aufzeigt, worin Reformjuden und abgefallene Christen wie Herodes und Pilatus sich die Hand reichen, um christliche Wahrheit und Ordnung über den Haufen zu rennen. Ein Stück dieses Sturmlaufes gegen Christus, „den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit“ spielte im verlaufenen Sommer zu **Gent** in Belgien, wo die „freien Denker“ ihren Abfall vom Christenthum und ihren Rückfall in die heidnische Trostlosigkeit und Blindheit als „religiösen Fortschritt“ zu Markte brachten. Darüber schreibt ein Berichterstatter: „Die Seele des Congresses zu Gent war der fanatische Haß gegen die katholische Kirche und das ganze positive Christenthum, wie er seine Quelle hat in den absurdesten, von dem gesunden Bewußtsein unserer Zeit längst überwundenen Vorurtheilen. Die Redner waren übrigens in ihren gehässigen Deklamationen gegen die katholische Kirche so wenig originell, daß sie nichts vorzubringen wußten, als die alten, längst abgenutzten Voltaire'schen Phrasen und die hohlen Schlagwörter und perfiden Gehässigkeiten, mit welchen die Blätter vom *Gelichter des „Siecle“* und des „Frankfurter Journals“ tagtäglich ihr genügsames Publikum abfuttern. Und in diesem Style ging es denn her über die katholische Kirche, ihre Dogmen, ihre Moral und ihre Institutionen; Rom, der Episkopat, die Priester und Ordensleute bis zur armen barmherzigen Schwester herab hatten die Ehre, die Zielscheibe der ordinärsten Spöttereien und der giftigsten Ausbrüche zu sein. Alles, was irgendwie christlich ist, wurde begeistert, verhöhnt, verspottet und in den Staub gezogen.

Im Gegensatz zum Christenthume wurde von mehreren Rednern gefeiert und gepriesen der absolute Zweifel an allen religiösen und moralischen Wahrheiten, und ein gewisser Herr Weill versieg sich zu der grandiosen Lächerlichkeit, daß er der Versammlung Voltaire als das „Vorbild der Sittlichkeit“ hinstellte und ihm noch im Grabe dankte für sein verächtliches *écrasez l'infame!* Arme Leute, die auf der höchsten Höhe der Zeit zu stehen wännen und die kein edleres und besseres Ideal der Sittlichkeit kennen, als den alten Sünder von Jerney! Doch noch mehr — auch das zarte Geschlecht war in höchst unwürdiger Weise bei dieser Versammlung vertreten durch eine gewisse Mademoiselle Royer! Diese „fortgeschrittene“ Dame hatte die Frechheit, Christus den „galiläischen Träumer“ zu nennen und proklamirte: „die Moral existirt nicht“, „ein Jeder mache sich die seinige“, „die Moral, das sei die Freiheit“ — und das Publikum war verkommen genug, zu solchen Betissen und Blasphemien Beifall zu klatschen. Ein Professor der Universität Gent fand es jedoch gerathen, den neuen Säulehren dieses emanzipirten Weibes entgegenzutreten; allein auch er konnte nicht umhin, in Mademoiselle Royer „die intellektuelle und moralische Befreiung des Weibes im neunzehnten Jahrhundert“ zu begrüßen, und eine belgische Zeitung, das „Organ von Namur“, hatte sogar die Stirne, den Wunsch auszusprechen, „der Geist von Mademoiselle möge in Haus und Familie eindringen.“ (Warum nicht? wenn sie ein Schweinefäkal werden sollen!)

So hatte man denn Hohn gesprochen der katholischen Kirche, Hohn gesprochen dem Christenthume, Hohn gesprochen aller

Moral! Nur Eines fehlte noch — daß man auch Hohn sprach dem Allmächtigen im Himmel! Und auch dazu hat sich ein Redner gefunden. Ein gewisser Blumer nämlich erklärte, wie schon mancher Geistesnarr, einen Gott — den gäbe es nicht! Je mehr man aber so alles Heilige in der empörendsten Weise mit Füßen trat, um so mehr erging man sich in den lächerlichsten Lobpreisungen auf die Männer der Partei, auf den wie ein Apostat verendeten Verhaegen und auf Collier, die im vollendeten Haß gegen das Christenthum dahingestorben, auf den Mann des Tages, Monsieur Renan, der das Lasterbuch gegen die Gottheit Christi geschrieben, auf Garibaldi und den „großen Bürger Robespierre“, dieses Scheusal der Revolution, das sich im Verbrechen badete und schließlich selbst geköpft wurde. Die gehässigste Intoleranz unter dem Scheine des Liberalismus und der Freidenkerei und der wahnwitzige Haß gegen das Christenthum — das war der Geist, welcher wehte auf dem Congresse der „Freidenker“ zu Gent.

Ist das nicht ein niedliches Bild der „religiösen Fortschrittler“? — Nur Eines hat da noch zur Vollendung des Ganzen gefehlt, daß nämlich die Herren und Damen ihre Reden mitten zwischen einem gespießten Jesuiten und einer geviertheilten barmherzigen Schwester stehend, gehalten hätten; denn man sollte es gar nicht glauben, wie ungemein geistreich sich ein liberaler Professor und eine emanzipirte Dame zwischen einem gespießten Jesuiten und einer geviertheilten barmherzigen Schwester ausnehmen.

Ein bekannter französischer Schriftsteller sagte von gewissen Leuten, daß sie die Heiligkeit der Eunuchen, glücklicherweise auch deren Impotenz hätten. Der Satz ließe sich im moralischen Sinne auch auf solche Professoren und emanzipirte Frauenzimmer anwenden, welche Voltaire, Renan und Robespierre als „ihre Heiligen“ verehren. Sie haben gegen das Christenthum wohl die Wuth aller alten und jungen Gottesleugner in sich, glücklicherweise aber auch deren moralische Ohnmacht.

Das hindert aber eine neue Generation von weichenhirnigen Menschelein nicht, das Beispiel ihrer rückenmarkranken Vorfahren nachzuahmen, und über Gott im Himmel und über seine Kirche auf Erden zu lachen und über ihre Vorfahren große Reden zu halten, weil es so ungemein geistreich aussieht, das Allerheiligste zu verlachen und eine Kapuzinerkutte zu bewigeln, wie es ja die Fortschrittsheiligen Robespierre und Voltaire schon lange früher gethan, und hierauf zu sterben — vielleicht auch wie Robespierre!

Diese Verräther am Christenthum stehen ganz auf dem Standpunkt und sind nur noch schuldiger, als das moderne Judenthum, aus dem ein Stimmführer schon 1858 in Nr. 346 des „Frankfurter Journals“ in Harmonie mit dem „Kreuzige ihn!“ in Jerusalem also schrieb: „Rom, welches vor 1800 Jahren das Judenthum unter die Füße getreten, müsse jetzt durch die vereinte Kraft „desselben Volkes“ fallen, welches dadurch Licht auf der ganzen Erde verbreite und sich um die Menschheit unaussprechlich verdient mache.“ Wenn diese Frechheit nicht unwillen, so müßte sie Lachen erregen. Aber sie zeigt, welche Kräfte am Ruin des Papstthums in den letzten Jahren gearbeitet und was sie gewollt — den Ruin des Christen-

thums. Neuerdings aber wird gar das „Juden Volk als Messias“ an Stelle des Welterlösers gesetzt. Kann der Wahnsinn noch weiter gehen? Damit stimmt auch, was schon 1860 (cf. Mengel, Litteraturblatt Nr. 62) der jüdische Schriftsteller Stamm schrieb, als er proklamirte: „Das Reich der allgemeinen Freiheit werde von den Juden gegründet werden,“ und 2) der jüdische Schriftsteller Sammler im Preuß. Volksblatt Nr. 229, 1860, als er uns belehrte: „Der Gott unserer Väter hat das Volk Israel gesetzt über alle Völker der Erde; Gott habe die Juden unter alle Völker zerstreut, damit sie sein sollen wie der Sauerteig und endlich als die Auserwählten zur Herrschaft gelangen über Alle.“ Das ist doch wirklich recht euzlich. Wir sind uns keiner Feindseligkeit gegen die jüdische Religion bewußt; wir halten bekanntlich das alte Testament heilig und für die Propädeutik zum neuen Testament. Aber wenn das moderne Judenthum sich mit den getauften Verkündern am Christenthum verbündet, offen seine Pläne, mit dem Papstthum das Christenthum auszurotten, enthüllt, sich in lästerlicher Weise als „Völkermessias“ und in vermessener Weise als künftigen Herrn über Alle proklamirt und wie noch neuerlich in Oesterreich sich an der Verbreitung einer Lasterchrift gegen den Gottmenschen Jesus Christus eifrig betheilt und die Christen frech und angreifend herausfordert, dann ist es doch wahrlich nicht mehr Zeit, zu schweigen und die Herabwürdigung des Christenthums und die Erniedrigung der Christen ungestraft geschehen zu lassen. Wir möchten dem modernen so angreifend und feindselig auftretenden Judenthum zu bedenken geben, ob ein derartiges Verhalten ihm nicht selbst schließlich die bittersten Früchte eintragen dürfte; denn es muß ihm doch wohl bekannt sein, daß, wenn sich auch zur Zeit die Revolution gegen Christenthum und christliche Ordnung seiner bedient und es als Verbündeten verwortherhet, das christliche Volk doch eben keine absonderliche Vorliebe für das Judenthum hat und daß es gefährlich ist, auf so übermüthige Art, wie es geschehen und geschieht, dieses Volk zu reizen.

Da wir heut einmal diese Erscheinungen in Betracht gezogen, so wollen wir, um nicht zu lang zu werden, nur noch unser Auge auf **Rußland** wenden, das in der Feindschaft gegen die katholische Kirche wenigstens mit den geschilderten Widersachern des Christenthums an einem Strange zieht, weil der Despotismus eben so wenig als die moderne Revolution eine selbstständige freie Gewalt neben sich zu dulden vermag. Rußland hat daher seit langem einen erbitterten Krieg gegen die von seinem Regiment unabhängige katholische Kirche geführt und seine neuesten Maßregeln geben eben nicht den Beweis, daß es seine Pläne aufgegeben, wenn sie zunächst auch nur gegen die Wiederkehr des Aufstandes in Polen gerichtet sind. Man schreibt aus **Polen**: „Um das Russenthum unter den Polen einzuführen, legt die Regierung Schulen an, in denen die polnische Jugend in der russischen Sprache und Religion unterrichtet wird, obgleich die Russen sonst nicht gerade Freunde der Bildung und Aufklärung sind. Wo noch keine Schule besteht, wird eine russische errichtet und zwar auf Kosten der katholischen Gemeinde. Die Regierung sendet einen Russen als Lehrer und legt der Gemeinde die Pflicht auf, ihn zu unter-

halten und die Kinder in seinen Unterricht zu schicken. In der Provinz Minsk sind auf diese Weise in kurzer Zeit 120 Schulen etablirt worden. Für Litthauen hat Murawiew verordnet, daß die polnische Sprache nur in den unteren Klassen als Unterrichtssprache gebraucht werden soll, in den höheren aber die russische. Insbesondere soll in den katholischen Priesterseminarien das Russische gelehrt werden, so daß die Zöglinge dereinst im Stande sind, Predigten in dieser Sprache zu halten. Auch russische Kirchen werden erbaut und die Katholiken müssen dazu beitragen. Die katholischen Kirchen aber werden der Seelsorger beraubt. Aus dem Bisthum Wilna, das 896,034 Katholiken zählt, sind 89 Priester deportirt worden. In Litthauen, Volhynien und Podolien sind alle katholischen Beamten abgesetzt. Die Grundbesitzer werden in drei Klassen getheilt: Schuldige, Verdächtige und Unschuldige. Den Schuldigen werden ihre Güter genommen und denjenigen gegeben, die sich bei der Unterdrückung des Aufstandes ausgezeichnet haben. Die Güter der Verdächtigen werden mit Sequester belegt und die Regierung zieht das Einkommen, bis der Besitzer bewiesen hat, daß er an dem Aufstand nicht theilgenommen. Die Unschuldigen müssen ihre Güter binnen sechs Monaten verkaufen, können sich aber das Kaufgeld behalten und sollen nach Rußland ziehen. Die Durchführung dieser Maßregeln ist schon in Angriff genommen. Besonders arbeitet der Gouverneur von Kiew, mit Namen Hesse, sehr eifrig für die Vollstreckung dieser Verordnungen. Man glaubt, daß dieser Mann eine große Anzahl konfisquirter Güter als Belohnung für seine Thätigkeit erhalten werde. Das würde sicher den Eifer anspornen. Die russische Geistlichkeit ist mit diesem Verfahren der Regierung einverstanden, besonders preist sie den General Murawiew als einen Wunderthäter. Bezeichnend hierfür ist die Rede, die der russische Erzbischof von Witebsk am Geburtstag des Generals gehalten hat. Sie lautet: „Meine theueren Brüder! Wer ist der echte Russe, wer ist der wohlgefinte Mann, der durch seine Wachsamkeit und Thätigkeit so viel für uns thut? Es ist der Herr Michael Murawiew! Wer bewundert nicht die Geschicklichkeit, mit der er die Rebellen in Litthauen und Weißrußland geschlagen und niedergetreten und so viele Tausend verirre Seelen auf den Weg der Treue und Pflicht zurückgeführt hat? Wahrhaftig, wir möchten in Entzücken gerathen (warum nicht Purzelböcke schießen) und die Tugenden dieses wunderbaren Mannes küssen, und jeden Tag, jede Stunde, jede Minute, besonders an seinem Geburtstag, Gott von ganzem Herzen und aus ganzer Seele bitten, daß er ihm neue Kräfte gebe und ihn kröne mit Ehre und Herrlichkeit.“ — Man hat Murawiew den Beinamen „Erzengel Michael“ gegeben, weil er den Drachen der Empörung mit der Schärfe des Schwertes gezüchtigt, überwunden und aus dem „heiligen“ Rußland — soll wohl heißen, dem russischen Himmelreich mit dem russischen Paradies Sibirien — vertrieben habe.

Wanderungen in Schleswig.

(Fortsetzung.)

In der Weise wie Flensburg ist auch Schleswig gebaut, nur daß diese Stadt durch den Gottorfer Schloßteich in einen nördlichen und einen südlichen Theil getrennt ist, welche wieder in Altstadt, Neustadt und Vollsufß zerfallen. Sonderburg auf Alsen ist breiter und amphitheatralisch, Hadersleben ein wenig kompakter gebaut. Eckernförde und Apenrade haben jedoch denselben Charakter, wie Flensburg.

In diesen Städten findet man mit Ausnahme des Gottorfer und Sonderburger Schlosses, sowie der Duborg, kein Bauwerk, das an die alten Zeiten erinnerte, — die für Schleswig-Holstein ruhmreicher waren wie die heutigen. Die Kirchen, welche theils frei auf kleinen Plätzen, theils in die Häuserreihe eingeprengt liegen, bieten in ihrer Erscheinung nichts anziehendes; die von Flensburg hatten während der Föderer Schlacht eine große Bedeutung, da sie, ihrer fünf an der Zahl, den Dänen als Lazareth dienten, neben den öffentlichen Schulen, vielen Privathäusern und drei vor Beginn der Schlacht eingerichteten Lazarethen. Früher hatte Flensburg nur eine dänische Kirche, die kleinste von den fünf und noch zu groß für das nicht vorhandene Bedürfnis nach dänischer Predigt, jetzt ertönt in allen Kirchen die Predigt in jener dem schleswighischen Volke verhassten Sprache.

Das Heidelberger protest. Wochenblatt stellt der lutherischen Geistlichkeit Schleswig-Holsteins folgendes (wohl nicht durchweg gerechtes) Zeugnis aus: „Es gehört zu den traurigsten Thatfachen der neueren Kirchengeschichte, daß die Geistlichkeit eines lutherischen Landes sich zu dem schmachvollen Geschäft hergiebt, ein Volk um seine Sprache und um seine Nationalität zu betrügen, mag auch darüber eine Kirche zu Grunde gehen, deren Diener sie heißt und deren Brod sie ißt. Hätte wirklich die dänische Nation ein Recht auf die deutschen Landstriche, der sie ihre Sprache aufrängen will, so sollte billig die luth. Kirche zuletzt sich einmischen in solchen Kampf, sondern Volk und Regierung denselben ausfechten lassen, damit die hohe Sache nicht Noth leide, die die Kirche auf Erden zu vertreten hat. Das aber ist ein doppelter Hochverrath, daß sie zum Mißbrauch der Religion auch die politische Nichtswürdigkeit hinzufügen. Es läßt sich denken, was das für Gefindel ist, das sich zu solchen Handlangerdiensten des Dänenthums hergiebt. Leute, denen man Dunttionen abfordern muß bei Bezahlung von Tauffeinen, damit sie nicht die doppelte Taxe nehmen; von deren Völlerei, Lüderlichkeit und Skandalgeschichten das Land voll ist; die wegen ihrer anrüchigen Vergangenheit aus Dänemark entfernt wurden und die nun in Schleswig ihren Lebenswandel fortsetzen. Einer von ihnen betrinkt sich mit seinem Rutscher in der Kneipe, ein anderer läßt sich Ledertaschen in den Predigerrock nähen, damit das Fett von den Kuchen nicht durchschläge, die er von den Tausen heimtschleppt; ein dritter wählt die Gräber auf, um an den silbernen Sarghilbern Untersuchungen über die Sprachgrenze anzustellen. Das sind nur so die harmloseren Vorkommnisse. Dabei stehen die Herren in gemischten Distrikten und haben demnach zur Hälfte deutsch zu funktionieren. Die deutschen Predigten sind aber darnach. Die Leichenrede des

Herrn Pastor Hartenack in Norderbrarup lautete wörtlich also: „Da liegt er in seine schwarze Kist; ihr habt ihn gekennt, aber ich habe ihn nicht gekennt! Amen.“ In den Schulen werden die Kirchenlieder dazu benützt, die Melodie vom „tappern Landsolbat“ einzustudiren, während der Pastor andererseits Untersuchungen darüber anstellt, welche Kinder „Schleswig-Holstein“ gesungen haben, um sie durch den Ortsdiener züchtigen zu lassen. Auf diese Weise hat man es in Schleswig dazu gebracht, daß fast 100,000 Protestanten lieber auf Kirche und Gottesdienst verzichten, als daß sie mit solchen Menschen in Beziehung treten möchten. Der Pastor predigt für den Küster, den Schulmeister und den Gensdarm, und auch die Schulkinder ist zugegen, da sie sonst dem Stocke des Amtsdieners verfällt. Allgemein gilt es für eine Ehrlosigkeit, die Kirche zu besuchen, in einem Lande, das vor zwanzig Jahren noch das Gosen der Pastoren hieß.“

Die Bauart der Häuser ist meistens sehr simpel, mit dem Giebel der Straße zugekehrt und fast immer mit einem Vorbau versehen, welcher zwar den Bewohnern einen ungehinderten Blick nach allen Seiten der Straße erlaubt, aber die Passage äußerst beengt. Der Anstrich der Häuser ist fast immer weiß, was der Stadt auch äußerlich das Gepräge großer Reinlichkeit giebt und noch durch die vom durchsichtigsten Quellwasser berieselten Kinnsteine vermehrt wird. Diese Quellen, deren manche Stadt mehrere hunderte zählt, welche die Stelle unserer Pumphbrunnen ersetzen, sind ein Erzeugniß der umschließenden Hügel, deren Kern aus Lehm besteht und das durch die bedeckende Ackerkrume sichernde Wasser nicht tiefer durchläßt, weshalb es am Fuße der Anhöhen wieder hervorquellen muß. — Fast jedes Haus hat einen schmalen, aber sehr langen Garten, der an der landwärts gelegenen Seite terrassenförmig emporsteigt und die Aussicht auf den Hafen, sowie die entfernteren Straßen gestattet. Diese grünen, mit Bäumen bepflanzten Gärten bilden einen Hintergrund, der die an sich unscheinbar gebauten Städte in lieblichen Einklang mit der sie umgebenden schönen Natur setzt.

In allen Straßen herrscht beständig Leben und Verkehr, denn die Schifffahrt ist ausgedehnt und greift in fast alle Lebensverhältnisse der Bewohner ein. Die Häfen, in denen Pinienchiffe und Fregatten ankeren können (nur die von Hadersleben und Schleswig sind leicht), sind stets mit Schiffen und Booten gefüllt; jedes ankommende und abgehende Fahrzeug hat Bedürfnisse, die befriedigt sein wollen, und die fleißigen Schleswiger nehmen ihr Geschäft wahr. Nun sollte man glauben, bei solcher Geschäftigkeit und dem beständig wechselnden Fremdenverkehr müßte in diesen Seestädten, wie das anderswo unter denselben Verhältnissen der Fall ist, das Leben einen ausgeprägt großstädtischen Charakter haben; doch ist dies keineswegs der Fall, vielmehr findet man nirgends, so weit die deutsche Zunge klingt, mehr Kleinstädtereie, wie in den ostschleswighischen Städten. Dies liegt theils an der eigenthümlichen Anlage jener Städte, die es unvermeidlich macht, daß jeder Eingeborne oder Fremde sich jedesmal der ganzen Einwohnerschaft zeigen muß, sobald er die einzige, endlose Hauptstraße entlang wandelt. (Fortsetzung folgt.)

Schule der Weisheit.

[Die wahre Religion.] Franz von Rothringen, Herzog von Guise, hatte gegen die Hugenotten die Schlacht bei Dreux gewonnen, und belagerte sie in Rouen, wohin sie sich geflüchtet hatten. Während dieser Belagerung haschte man im Lager einen Fremden, den man dem Herzog als Spion vorführte und aus dessen Gesichtsmienen sich üble Absichten verriethen. Nach langem Befragen gestand der Unglückliche seine gehegte Absicht, den Herzog heimlich ermorden zu wollen. — „Was Uebles habe ich denn dir gethan?“ fragte ihn der Herzog voll Herzensgüte, „daß du mir nach dem Leben strebst?“ — „Sie haben mir kein Leid zugefügt,“ antwortete der Hugenotte, „sondern ich wollte Sie tödten, weil Sie der ärgste Feind meiner Religion sind.“ Darauf antwortete der Herzog: „Wenn deine Religion dir erlaubt, mich zu tödten, so gebietet mir die meinige, dir zu verzeihen. Urtheile nun, welche die bessere ist!“ — Er gab ihm noch zum Geschenke ein Pferd und hundert Thaler und schickte ihn in die Festung zurück.

[Kannst du beten?] Ein Mann in Kentucky, der einen Sklaven kaufen wollte, ging zu dessen Eigenthümer und fragte ihn, ob der Sklave brauchbar sei und keinen Fehler habe. Jener erwiderte: „Ruff (so hieß der Neger) hat keinen Fehler, außer daß er betet.“ „Gut,“ sagte der Andere, „ich will ihm das schon abgewöhnen,“ und kaufte den Sklaven. Er nahm ihn mit sich, und machte ihn zum Hausknecht. Bald bemerkte man, daß Ruff jeden Tag, nachdem er sein Geschäft verrichtet hatte, sich ins Gebüsch zurückzog. Sein Meister, der dies wahrnahm, folgte ihm auf dem Fuße nach und hörte, daß er für ihn und seine Frau betete. Er kehrte zurück, sagte aber noch nichts zu ihm. Als der Sonntag kam, ging Ruff in die Kirche. Nachdem er zurückgekommen war, fragte ihn sein Meister, wie es ihm in der Kirche gefallen habe? „Sehr gut,“ war die Antwort, „es giebt gute Leute hier; gottlob, daß ich hier bin.“ Sein Herr sagte weiter: „Ruff, ich erlaube Niemanden, auf meiner Planlage zu beten, du mußt es daher unterlassen.“

„Ich kann nicht,“ erwiderte Ruff. „Du mußt aber.“ „Ich kann nicht, Herr.“ „Gut, wenn du nicht kannst, so hänge ich dich auf und gebe dir fünf und zwanzig Hiebe Abends und Morgens, bis du kannst.“ „Ich kann nicht aufhören zu beten, Herr.“ Nun wurde der arme Ruff ausgehunden und erhielt fünf und zwanzig Peitschenhiebe. Dann wurde er herabgelassen und ging seines Weges, indem er ein Lied sang, in welchem er seine Zuversicht ausdrückte, daß seine Noth ja doch bald ein Ende nehme.

Als sein Herr nun nach Hause kam, sagte seine Frau: „Warum lässest du Ruff nicht beten, es schadet uns doch nichts.“ Er erwiderte, er wolle keinen Beter auf seiner Pflanzung haben. So ging er zu Bette, aber seine heftige Gemüthsbewegung ließ ihn nicht schlafen. Um Mitternacht weckte er seine Frau und fragte sie, ob sie für ihn beten könne. „Nein, ich habe zeitlebens nicht gebetet.“ Er stöhnte jammervoll und sagte: „Ist nicht Jemand im Hause, der für mich beten kann?“ „Ich weiß Niemand, als Ruff,“ antwortete seine Frau. „Gut, dann rufe Ruff, ich muß Jemand haben, der für mich beten kann.“ Ruff kam

herein. Sein Meister sah ihn an und sagte: „Ruff, kannst du für deinen Meister beten?“ „Ja, Herr, ich habe für dich gebetet, und ganz besonders seit der Zeit, da du mich peitschen ließe.“

Durch diesen wunderbaren Vorgang wurden nun der Herr des Sklaven und seine Frau zur Selbsterkenntniß und zum Glauben an den gebracht, der das Gebet erhört — heute, wie seit Anfang der Welt.

[Das Tischgebet.] Ein alter Töpfermeister war einmal auf einer Hochzeit, wo auch viele vornehme junge Leute waren. Die Tische wurden gedeckt und die Wirthsleute stellten die Schüsseln auf den Tisch. Da setzten sich die jungen Leute und sagten einander höfliche Worte; der Eine wünschte guten Appetit, der Andere eine gesegnete Mahlzeit, und Andere sagten es auf französisch. Der Töpfermeister aber stellte sich hin, faltete die Hände und betete stille sein Tischgebet. Hierauf setzte er sich zu Tische und aß. Da sagte einer von den jungen Menschen: „Nicht wahr, lieber Töpfermeister, bei euch ist die alte Mode, bei euch zu Hause muß Alles beten?“ „Alles?“ sagte der Töpfermeister, „Alles betet in meinem Hause nicht.“ „Dann seid ihr ja nicht einmal Meister im Hause,“ sagte der junge Mensch. „Ja,“ sagte der Meister, „ich habe zwei Schweine im Stalle und die beten nie, wenn man ihnen das Futter bringt, die sind also wahrscheinlich nach der neuen Mode.“

Das Hochamt im Cäcilienkloster.

(Eine Legende.)

Um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts, als die Bilderstürmerei in den Niederlanden wüthete, trafen drei Brüder, junge in Wittenberg studirende Leute, mit einem vierten, der in Antwerpen als Präbikant angestellt war, in der Stadt Aachen zusammen. Sie wollten daselbst eine Erbschaft erheben, die ihnen von Seiten eines alten, ihnen allen unbekannten Oheims zugefallen war, und kehrten, weil Niemand in dem Orte war, an den sie sich hätten wenden können, in einem Gasthof ein. Nach Verlauf einiger Tage, die sie damit zugebracht hatten, dem Präbikanten über die merkwürdigen Austritte, die in den Niederlanden vorgefallen waren, zuzuhören, da es sich traf, daß von den Nonnen im Kloster der heiligen Cäcilie, das damals vor den Thoren dieser Stadt lag, der Frohnleichnamstag festlich begangen werden sollte, beschloßen die vier Brüder, von Schwärmerei, Zucht und dem Beispiel der Niederländer erhitzt, auch der Stadt Aachen das Schauspiel einer Bilderstürmerei zu geben. Der Präbikant, der dergleichen Unternehmungen mehr als einmal schon geleitet hatte, versammelte am Abend zuvor eine Anzahl junger, der neuen Lehre ergebener Kaufmannsöhne und Studenten, welche in dem Gasthose bei Wein und Speisen unter Verwünschungen des Papstthums die Nacht zubrachten, und da der Tag über die Zinnen der Stadt aufgingen, versahen sie sich mit Aexten und Zerstörungswerkzeugen aller Art, um ihr ausgelassenes Geschäft zu beginnen. Sie verabredeten frohlockend ein Zeichen, auf welches sie damit anfangen wollten, die Fensterscheiben, mit biblischen Geschichten bemalt, einzuwerfen und eines großen Anhangs, den sie unter dem Volk finden würden, gewiß, verfügten sie sich, entschlossen keinen Stein auf dem andern zu lassen, in der

Stunde, da die Glocken läuteten, in die Klosterkirche. Die Aebtissin, die schon beim Anbruch des Tages durch einen Freund von der Gefahr, in welcher das Kloster schwebte, benachrichtigt worden war, schickte vergebens zu wiederholten Malen zu dem kaiserlichen Offizier, der in der Stadt kommandirte, und bat sich zum Schutze des Klosters eine Wache aus. Der Offizier, der selbst ein Feind der Kirche und als solcher wenigstens heimlich der neuen Lehre zugethan war, wußte ihr unter dem klug ersonnenen Vorgeben, daß sie Gespenster sähe und für ihr Kloster auch nicht der Schatten einer Gefahr vorhanden sei, die Wache zu verweigern. Inzwischen brach die Stunde an, da die Feierlichkeiten beginnen sollten, und die Nonnen schickten sich unter Angst und Beten und jammervoller Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, zur Messe an. Niemand schützte sie als ein alter siebenzigjähriger Klostervogt, der sich mit einigen bewaffneten Trostknächten am Eingang der Kirche aufstellte. In den Nonnenklöstern führen, auf das Spiel jeder Art der Instrumente geübt, die Nonnen, wie bekannt, ihre Muffen selber auf, oft mit einer Präcision, einem Verstand und einer Empfindung, die man in männlichen Orchestern vermißt. Nun fügte es sich zur Verdoppelung der Bedrängniß, daß die Kapellmeisterin, Schwester Antonia, welche die Muffe auf dem Orchester zu dirigiren pflegte, wenige Tage zuvor an einem Nervenfieber heftig erkrankte, dergestalt, daß abgesehen von den vier gotteslästerlichen Brüdern, die man bereits, in Mäntel gehüllt, unter den Pfeilern der Kirche erblickte, das Kloster auch wegen Aufführung eines schieflichen Musikwerkes in der lebhaftesten Verlegenheit war. Die Aebtissin, die am Abend des vorhergehenden Tages befohlen hatte, daß eine uralte, von einem unbekannten Meister herrührende italienische Messe aufgeführt werden möchte, mit welcher die Kapelle mehrmals schon die größten Wirkungen hervorgebracht hatte, schickte, mehr als jemals auf ihrem Willen beharrend, noch einmal zur Schwester Antonia herab, um zu hören, wie sich dieselbe befände. Die Nonne aber, die dies Geschäft übernahm, kam mit der Nachricht zurück, daß die Schwester in gänzlich bewußtlosem Zustande darniederliege und daß an ihrer Direktion bei der vorhabenden Muffe auf keine Weise zu denken sei. Inzwischen waren in der Kirche, in welcher sich nach und nach mehr denn hundert mit Beilen und Brechstangen versehene Frevler von allen Ständen und Altern eingefunden hatten, bereits die bedenklichsten Auftritte vorgefallen. Man hatte einige Trostknächte auf die unverständigste Weise gecoßt und sich die frechen und unverschämtesten Aeußerungen gegen die Nonnen erlaubt, die sich hin und wieder in frommen Geschäften einzeln in den Hallen blicken ließen, dergestalt, daß der Klostervogt sich in die Sakristei verfügte und die Aebtissin auf seinen Knien beschwor, das Fest einzustellen und sich in die Stadt unter den Schutz des Commandanten zu begeben. Aber die Aebtissin bestand unerschütterlich darauf, daß das zur Ehre Gottes angeordnete Fest begangen werden müsse; sie erinnerte den Klostervogt an seine Pflicht, die Messe und den feierlichen Umgang, der gehalten werden würde, mit Leib und Leben zu beschirmen und befahl, weil eben die Glocke schlug, den Nonnen, die sie unter Zittern und Beben umringten, ein Oratorium, gleichviel welches, zu nehmen und mit dessen Aufführung sofort den Anfang zu machen.

Eben schickten sich die Nonnen dazu an; die Partitur eines Musikwerkes, das man schon häufig gegeben hatte, ward vertheilt, Geigen, Hoboen und Bässe geprüft und gestimmt, als Schwester Antonia plötzlich frisch und gesund, ein wenig bleich im Gesicht, von der Treppe her erschien; sie trug die Partitur der uralten italienischen Messe, auf deren Aufführung die Aebtissin so dringend bestanden hatte, unter dem Arm. Auf die erstaunte Frage der Nonnen, wie sie sich so plötzlich erholt habe, antwortete sie: „Gleichviel, Freundinnen, gleichviel!“ vertheilte die Noten, die sie bei sich trug und setzte sich selbst, von Begeisterung glühend, an die Orgel, um die Direktion des vortrefflichen Musikstückes zu übernehmen. Demnach kam es wie ein wunderbarer Trost in die Herzen der frommen Frauen, sie stellten sich augenblicklich mit ihren Instrumenten an die Pulte; die Beklemmung selbst, in der sie sich befanden, kam hinzu, um ihre Seelen wie auf Schwingen durch alle Himmel des Wohlklanges zu führen. Das Oratorium ward mit der höchsten und herrlichsten musikalischen Pracht ausgeführt; es regte sich während der ganzen Darstellung kein Odem in den Hallen und Bänken. Besonders bei dem *salve regina* und noch mehr bei dem *Gloria* war es, als ob die ganze Bevölkerung der Kirche todt sei, dergestalt, daß den vier bösgesinnnten Brüdern und ihrem Anhang zum Trost auch der Staub auf dem Estrich nicht verweht ward, und das Kloster noch bis an den Schluß des dreißigjährigen Krieges bestanden hat, wo man es vermöge eines Artikels im westphälischen Frieden gleichwohl säkularisirte.

Sechs Jahre darauf, da diese Begebenheit längst vergessen war, kam die Mutter dieser vier Jünglinge aus dem Haag an und stellte, unter dem betrübten Vorgeben, daß dieselben ganz verschollen wären, bei dem Magistrat zu Aachen wegen der Straße, die sie von hier aus genommen haben mochten, gerichtliche Untersuchungen an. Die letzten Nachrichten, die man von ihnen in den Niederlanden, wo sie eigentlich zu Hause gehörten, gehabt hatte, war, wie sie meldete, ein vor dem angegebenen Zeitraum, am Vorabend eines Trohnleichnamfestes geschriebener Brief des Prädikanten an seinen Freund, einen Schullehrer in Antwerpen, worin er demselben mit vieler Geiterkeit oder vielmehr Ausgelassenheit von einer gegen das Kloster der heiligen Cäcilie entworfenen Unternehmung, über welche sich die Mutter jedoch nicht näher auslassen wollte, auf vier dichtgebrängten Seiten vorläufig Anzeige machte.

Nach mancherlei vergeblichen Bemühungen, die Personen, welche diese bekümmerte Frau suchte, auszumitteln, erinnerte man sich endlich, daß sich schon seit einer Reihe von Jahren, welche ungefähr auf die Angabe paßte, vier junge Leute, deren Vaterland und Herkunft unbekannt sei, in dem durch des Kaisers Vorfürge unlängst gestifteten Irrenhause der Stadt befanden. Da dieselben jedoch an der Ausschweifung einer religiösen Idee krank lagen und ihre Aufführung, wie das Gericht dunkel gehört zu haben meinte, äußerst trübselig und melancholisch war, so paßte dies zu wenig auf den der Mutter nur leider zu wohl bekannten Gemüthszustand ihrer Söhne, als daß sie auf diese Anzeige, besonders da es fast herauskam, als ob die Leute katholisch wären, viel hätte geben sollen. Gleichwohl durch mancherlei Kennzeichen, womit man sie beschrieb, seltsam getroffen, begab

sie sich eines Tages in Begleitung eines Gerichtsboten in das Irrenhaus und bat die Vorsteher um die Gefälligkeit, ihr zu den vier unglücklichen sinnverirrten Männern, die man daselbst aufbewahrt einen prüfenden Zutritt zu gestatten. Aber wer beschreibt das Entsetzen der armen Frau, als sie gleich auf den ersten Blick, so wie sie in die Thüre trat, ihre Söhne erkannte.
(Fortsetzung folgt.)

Vermischte Nachrichten.

Breslau. Der Convent der barmherzigen Brüder hier schreibt an den „großen reichen Orden barmherziger Menschen“: Das Bedürfnis, unser Krankenhaus durch einen Neubau zu erweitern, ist seit Jahren fühlbar geworden und wird immer unabwieslicher. Der Andrang der Hilfesuchenden steigert sich von Tage zu Tage, und so oft wir in unsere heilige Werkstätte: den Krankensaal, treten, dürfen wir nicht mit jenem Hausvater im Evangelio rufen: „es ist noch Raum da.“

Nicht die Betten nur, auch der Fußboden ist oft mit Unglücklichen belegt und es schneidet uns durch's Herz, wenn wir Leidende, die nicht selten von fern her den Schmerzensweg bis an unsere Klosterpforte gemacht und hier das Ziel ihrer qualvollen Sehnsucht erreicht zu haben glauben, wegen Mangel an Raum abzuweisen gezwungen sind.

So haben wir denn im Vertrauen auf Gott und barmherzige Menschen beschloffen, durch einen Neubau diesem schreienden Bedürfnis abzuhelfen und möchten, da die Mittel unseres Ordens allein hierzu nicht ausreichen, eine abermalige freiwillige Anleihe bei unseren Schatzkammern: Euren mit edler Liebe reich gefüllten Herzen, machen.

Wir wissen es wohl, wie oft und vielfach Eure Wohlthätigkeit von allen Seiten und auch von uns in Anspruch genommen wird, aber Ihr wißt es auch, daß wir Eure Liebesgaben nicht für uns, sondern für die armen hilfslosen und verlassen Kranken, ohne Unterschied des Standes, Landes und Glaubens ersehen.

Ihr habt uns so oft geholfen, Ihr helft uns täglich, Ihr werdet uns auch ferner helfen. Durch Gottes Segen und Eure milde Freigebigkeit ist es gelungen, das fünfte Hospital unseres Ordens zu Steinau der Vollenbung nahe zu bringen und mit Kapitularkapitel vor Aller Augen das schöne Wort hinzuschreiben: die Liebe aber bleibt. — Ihr werdet uns auch bei dieser Wiederholung im Namen der armen Kranken an Euch gerichteten Bitte Herz und Hand aufthun und uns zu Euren Arbeitern machen, welche die reichen Gaben Eurer barmherzigen Liebe für den Himmel sammeln.

Empfangt darum die Sammler*), die wir aussenden werden, mit Eurer gewohnten edlen Theilnahme! Das herzliche: „Gehalt's Gott,“ das sie auch für die kleinste Gabe aussprechen werden, möge Eure Quittung für den Empfang und Eure Zahlungs-Anweisung für den Tag der Vergeltung sein!

Bonn, 17. Jan. Professor Kampfschulte (Katholik) ist durch das Ministerium an Stelle des verstorbenen Professors Ebbeck zum Direktor des historischen Seminars (neben Prof. v. Sybel) ernannt worden, so daß wenigstens in diesem Punkt der Parität an der Hochschule Genüge gesehen ist.

Köln, 22. Jan. Unsere Erzdiözese zählt gegenwärtig 787 Pfarreien, von denen vier im verfloffenen Jahre neu errichtet worden sind, und 1732 Priester. Gestorben sind im verfloffenen Jahre 29 Priester (zwischen 31 und 84 Jahren), aus der Diözese ausgeschieden 2, neu geweiht 82. — Die Diözese Paderborn zählt 433 Pfarreien und ständige Missionen (die Missionen Calbe,

Zeitz und Weissenfels sind im vorigen Jahre hinzugekommen) und 931 Priester; im vorigen Jahre sind gestorben 24 (zwischen 29 und 91 Jahren), in einen Orden getreten 1, neu geweiht 32. — Die Stadt Köln zählt 118,273 Einwohner, darunter 102,499 Katholiken, 13,323 Protestanten und 2451 Juden.

Schleswig. Es ist bereits zu einem dreistündigen Kampf gegen die Dänen bei Cosel und Mißunde gekommen, worin 74 Geschütze thätig waren und die preussischen Truppen sich musterhaft hielten. Am 1. Februar wurde die Sörgebrücke von Dänen gesprengt; am 2. gingen österreichische Husaren über den Fluß, stellten die Brücke wieder her und darauf zog die Colonne über den Fluß. In dem oben erwähnten Kampf war die Avantgarde und die 11. Infanteriebrigade im Feuer. Es hat eine Anzahl Tödtet und Verwundete gegeben. Das preussische Hauptquartier befindet sich in Friedrichshof.

In **Preßburg** hat in der letzten Staatslotterie ein Lieutenant den Haupttreffer von 100,000 fl. gewonnen. Merkwürdig ist es, wie ihm das Glücksloos in die Hände gespielt wurde. Am Ziehungstage nämlich ging ein Bekannter von ihm, um sich ein Loos zu kaufen. Da ersuchte ihn der Offizier, ihm auch ein Loos mitzubringen. Der Beamte kaufte die letzten zwei Loose und überreichte sodann beide dem Besteller zur Auswahl, der jedoch erklärte, er möge ihm nach Belieben eines oder das andere geben. Der Beamte gab zufällig das Gewinnloos her und behielt sich die Riete. Dabei bemerkte der Offizier, daß, wenn er den Haupttreffer mache, er dem Einkäufer der Loose 1000 fl. geben wolle, was auch bereits geschehen.

Neuenburg. (Fische im Brunnen.) Der bekannte Naturforscher Professor Desor aus Neuchâtel, der am Sylvesterabend von einer Reise nach Algerien zurückgekehrt ist, schreibt in seinem letzten Reisebrief aus dem Golf von Lyon an Bord des „Ganges“:

„Ich habe Ihnen nur flüchtig von einem der seltsamsten Phänomene gesprochen, das wohl geeignet ist, die Naturforscher irrezuführen: ich meine die kleinen Fischechen, welche sich in mehreren artesischen Brunnen in dem Augenblick gezeigt haben, als die Wassersäule aus einer Tiefe von 50 Metern hervorschöpf. Die Thatfache ist zweifellos, obgleich man ihre Authenticität bestritten. Ich selbst habe in dem Kanal des Brunnens der Dase Ain Tala, desselben, wo Kapitän Bickel die Fischechen in dem Augenblick bemerkte, als die Wassersäule an die Oberfläche trat, solche gefunden. Es ist unmöglich, daß diese Fischechen anderswo her als aus dem Brunnen kommen, denn das Wasser steht weder mit einem Becken noch flusse in Verbindung. Die Fischechen stehen ihrem Aeußeren nach unseren kleinen Wäulingen sehr nahe, unterscheiden sich aber von denselben durch die Zähne. Sie gehören zur Familie der Karpfenzähner, und sogar, wenn ich nicht irre, zur eigentlichen Gattung Cyprinodonten. Ich bringe eine gewisse Anzahl derselben mit und werde sie der naturwissenschaftlichen Gesellschaft und einigen ichthyologischen Autoritäten, wie Hrn. v. Siebold, vorlegen. Am seltsamsten ist, daß diese Fische, obgleich sie aus dem Schooße der Erde, aus einer Tiefe von mehr als 150 Fuß kommen, nichts krankhaftes oder mißförmiges an sich haben. Sie sind von merkwürdiger Lebhaftigkeit und, was besonders zu beachten, haben sehr schöne, große und völlig konforme Augen. Demnach müßte ein unterirdisches Süßwasserbecken angenommen werden, in welchem sie sich nach Belieben bewegen können. Aber damit ist es nicht abgemacht. Sie wissen, daß die Fische und andere Wasserthiere, welche in den unterirdischen Teichen der Adelsberger Höhle in Steiermark und in der Mammutshöhle in Kentucky leben, sämtlich blind sind. Ihre Gesichtswerkzeuge sind verkümmert und oft ist vom Auge nur noch der nervus opticus übrig. Einige Naturforscher haben sie deshalb zu eigenen Arten stampeln wollen, andere hingegen nahmen nach meiner Ansicht mit Grund an, daß jedes nicht funktionirende Organ endlich degeneriren und verkümmern muß. Hier haben wir nun einen Fisch aus dem Innern der Erde mit vollkommenen Augen. Wie sollen wir dies erklären? Ich ge-

*) Ebenso ist der Convent stets bereit derartige Gaben für diesen Zweck anzunehmen.

stehe, daß dieses Phänomen sich in Verlegenheit gesetzt, und ich begreife, daß man so weit gegangen, Zweifel an der Richtigkeit der Thatsache auszusprechen. Ich glaube jedoch nach einigem Nachdenken die Lösung des Räthfels gefunden zu haben. Das unterirdische Becken, welches die artesischen Brunnen speist, muß beträchtlich sein, da das Wasser überall, wo gebohrt wird, auf einem Flächenraum von vielen Quadratmeilen, zu Tage tritt. Aber abgesehen von den künstlichen Brunnen existiren in mehreren Oasen, speziell in derjenigen von Urtana, Teiche, die von reichen Quellen gespeist werden, und aus denen wirthliche Bäche abfließen. Diese Teiche nun beherbergen dieselben kleinen Cyprinodonten, welche in den artesischen Brunnen in die Höhe steigen. Es besteht also wahrscheinlich eine unterirdische Verbindung zwischen den Teichen und den Brunnen. Wahrscheinlich gehen sie periodisch in jene Teiche, um sich daselbst herumzutummeln, vielleicht auch, um dort zu laichen, und deshalb zeigen ihre Augen und ihr ganzes Gebahren nichts anormales."

Belgien. (Tod durch Tabakrauchen.) In Ducy rauchte ein Mädchen von 14 Jahren mit Namen Maria Bailleul Tabak, um die Zahnschmerzen zu vertreiben. Die jugendliche Raucherin büßte das Experiment mit dem Leben. Sie versiel in den Zustand völliger Trunkenheit und starb nach einigen Stunden am Gehirnschlag.

Rom. Die „Unità cattolica“ veröffentlicht den lateinischen Text einer Ergebnissadresse des neapolitanischen Episcopats an Pius IX. Dieses Dokument ist von 66 Erzbischöfen und Bischöfen, 2 Aebten und 10 Capitelsherren unterzeichnet.

Neapel. Am 2. Januar Scheiterte an den Klippen des Kriegshafens bei stürmischem Wetter ein preussisches Fahrzeug, nachdem es zuvor nicht weniger als drei Stunden lang, auf ganz kurzer Entfernung, ununterbrochen Nothsignale gegeben hatte. Das Hafencommando belümmerte sich gar nicht um das nothleidende Schiff; kein Pilot, keine Barke, kein Dampfer regte sich, um den Schiffbrüchigen zu Hilfe zu eilen. Die gesammte Mannschaft hat sich glücklicherweise in einem Boote selbst gerettet; aber das Schiff ist mit seiner Ladung, wegen der unverzeihlichen Nachlässigkeit des Hafencommandos, ein Raub der empörten Wogen geworden.

Frankreich. 1848 gab es 67,945 Schulen in Frankreich, heute giebt es deren 76,302; damals besuchten 3,771,397 diese Schulen, heute 4,731,946. Der Gehalt der Lehrer geht von 600 Fr. bis 900 Fr., ohne die Unterstützung der Departements und Gemeinden, die ihnen zugewendet werden kann.

— Der „National“ erzählt, daß in der Nähe der Neuenburger Grenze nicht weniger als fünf Briesträger erfroren seien.

— Die „Opinion Nationale“ berichtet über eine große Rattenjagd, welche in diesen Tagen in den Cloaken des rechten Seine-Ufers stattgefunden hat. Die Ratten wurden, da sie der Frost in die Cloaken treibt, mit Benützung der gegenwärtigen Witterung systematisch aus den Nebencloaken von dem 800 Mann starken Corps der Goutiers in die Hauptcloake getrieben, welche bei der Brücke von Asnières endet. Diese war mit Verfallthüren abgeschlossen. Es wurde darauf die 40 Stück zählende Ferrier-Reute in die Hauptcloake gelassen, deren Schmutzbeet

in Folge des Frostes gefroren ist. Der Kampf dauerte 45 Stunden, und es blieben 4 Hunde und etwa 110,000 Ratten todt auf dem Plage, 15 Hunde sind schwer verwundet.

London. Lord Edward Howard (zweiter Sohn des Herzogs von Norfolk und liberales Unterhausmitglied für Arundel) präsidirte am 26. Januar Abends einer zahlreichen Versammlung von Katholiken in Birmingham, welcher auch die Bischöfe von Birmingham und von Northampton, Dr. Ullathorne und Dr. Amherst, beizwohnten. Des Präsidenten Rede erging sich über die gegenwärtige Lage des Katholizismus in England. Er stellte einen Vergleich mit früheren Zeiten an, und bewies, daß sich vieles zu Gunsten der Katholiken geändert habe. Allerdings herrsche noch immer ein großes Vorurtheil gegen die Katholiken im Lande, doch komme in den Fabrikstädten, und zumal in Birmingham, der Andersgläubige den Katholiken mit weit größerer Freundlichkeit und Achtung entgegen als irgendwo. Der Präsident machte dann auf die Ungerechtigkeit aufmerksam, daß den katholischen Priestern die Gefängnisse verschlossen seien, und ein katholischer Gefangener somit des geistlichen Beistandes entbehre; doch hofft er, daß der glühende Funke von Liberalität, welchen einige Bezirke durch Zulassung katholischer Geistlicher in die Gefängnisse bewiesen, bald weiter um sich greifen und jener Unbilligkeit ein Ende machen werde.

Familien-Nachrichten.

Gestorben. Landesältester W. v. Prosch, Görlitz; Fr. Zeugheut, Minna Hasse, Erfurt; Bergelove C. Kochmann, Königsbütte; Conducteur R. Lorenz, Rattowitz; Majorin v. Mödglisch, Brieg; Cansleirath Happpich, Eiegenitz; Km. H. Heyn, Silberberg; Oberamtmann C. Duos, Zaborowo; Fr. Hauptmann Gutsbe, Agnes Tersch, Seiferda; Werm. Fr. A. Kiebler geb. Marx, Klettenberg; Seifenfiedermstr. C. Wende, Winzig; Lehrer A. Sittner, Glogau; Werm. Fr. Elfi, Birner geb. Gahner, Breslau; Steuereinnnehmer Mert, Parchwitz; Dr. med. M. Trostka, Grobschütz; Erziehlerin Agnes Peucker, Breslau; Frl. Pauline Rheinisch, Breslau; Fr. Kammerer Klose, Schönau; Tischlermstr. C. Böhm, Breslau; Kaufm. Jos. Brach, Roschentin; Lehrer Fußland, Michelau; Kaufm. W. Dierig, Langenbielau; Port.-Fähnrich R. Dpitz, Breslau.

Einer Hochwürdigem Geistlichkeit empfehle ich eine große Auswahl nach römischem Schnitt gefertigte Caseln und Pluviale; da ich neue Sendungen recht schöner Kirchensstoffe und guter Borten direct aus der Fabrik erhalten habe, so ist es mir möglich die billigsten Preise zu stellen. Fahnen und Baldachine, so wie alle kirchlichen Arbeiten werden aufs Beste besorgt.

Carl Wontropka,

[35] Paramentenverfertiger und Glöckner in Oppeln.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Ein oder zwei Lehrlinge als Maler können sofort oder Oftern a. ein Unterkommen finden. Wo? ist in der Expedition d. Bl. zu erfahren. [21]

Breslauer Börse vom 4. Februar 1864.

Getreide-Preise vom 4. Febr.

Freiw.Staats-Anl. 4½	—	Posener Pfandbr. 3½	—	Schles.neueLit.B. 4	—	W. Weizen Schfl. 52—60—65 Sg.
convert. v. 50 u. 52 4	92½ G.	do. do. 4	—	do. Lit. C. . . 4	98½ B.	G. Weizen = 50—55—58 .
Preuss. Anl. 1855 4	—	do. do. neue 4	91½ G.	do. Lit. B. . . 3½	—	Roggen = 37—39—41 .
Preuss. Anl. 55.56 4½	98½ G.	Schles. Pfandbr. 3½	91½ G.	Schles. Rentenbr. 4	96½ B.	Gerste = 30—33—37 .
Preuss. Anl. v. 59 5	104½ B.	do. Rustical 4	99½ B.	Posen. Rentenbr. 4	92½ B.	Hafer = 25—27—29 .
Prhm. - Anl. 1855 3½	119½ B.	do. do. 3½	—	Oesterr. Nat.-Anl. 5	64½ B.	Erbssen = 38—42—48 .
Staats-Schuldsch. 3½	88½ B.	Schles.neueLit.A. 4	99½ B.	Oesterr. Banknoten	81½ G.	Kartoffeln . . Sack 26—36 .